

Junge Forschende besser fördern

Viele Karrieren des akademischen Nachwuchses verlaufen im Sand. Die Universitäten und der Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung müssen dieser Verschleuderung intellektueller Ressourcen Einhalt gebieten. Von Dieter Imboden

Nach zwölf Jahren Schule besteht Andrea mit Bravour die Maturitätsprüfung und beginnt anschliessend ein Chemiestudium am andern Ende der Schweiz, um im Labor nebenbei eine zweite Landessprache zu lernen. Nach weiteren fünf Jahren, sie ist jetzt 24 Jahre alt, macht Andrea den Master-Abschluss in organischer Chemie. Ihre Doktorarbeit führt sie zurück über den Röstigraben. Sie findet leicht eine Stelle, mehrere Institute bemühen sich um sie. Die meisten ihrer Studienkollegen – fast alles Männer – haben sich nach dem Master nach einer Stelle ausserhalb der Hochschule umgesehen, wo die Aussichten auf eine Karriere und einen angemessenen Lohn weit besser sind.

Wagnisse und Verzicht

Andrea aber ist fasziniert von der Forschung und erleichtert, dank einem Salär von sage und schreibe fast 3000 Franken endlich von den Eltern finanziell unabhängig zu sein. Es folgen harte Jahre; mehrmals ist Andrea nahe daran, ihre Dissertation an den Nagel zu hängen, weil die Experimente nicht gelingen. Zudem verbringt sie immer mehr Zeit als Assistentin im Hörsaal und im Labor. «Bei 30 Prozent mehr Studierenden ohne zusätzliche Stellen müssen die Forschenden mehr Betreuungsarbeit übernehmen», entschuldigt sich der Institutsvorsteher. Nach der endlich erreichten Promotion, 29-jährig, geht sie mit einem Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) in die USA. Zurück lässt sie eine Beziehung ohne Zukunft; ihr Partner, eben in eine Anwaltspraxis eingestiegen, hat von einer Familie in der Schweiz geträumt. Den Kinderwunsch hat Andrea schon vorher ins Wartezimmer ihrer Lebensplanung verbannt. Sie verbringt täglich 14 Stunden im Labor und setzt alles daran, ihre Publikationsliste zu verlängern.

Nach anderthalb Jahren läuft das SNF-Stipendium aus. Die Gastuniversität offeriert eine Überbrückung zu einem Hungerlohn. Andrea hat keine Alternative und sucht gleichzeitig erfolglos nach einer Nachwuchsstelle in der Heimat. Doktorandenstellen gibt es zuhauf, aber nichts Passendes für ihre Karrierephase. Mit 33 Jahren tritt sie als Informatikerin in einen Schweizer Dienstleistungsbetrieb ein und macht «training on the job». Erstmals verdient sie mehr Geld, als sie zum unmittelbaren Überleben braucht. Mit 36 heiratet sie einen Berufskollegen. – Kurze Zeit später schreibt eine renommierte Schweizer Universität eine Professur in organischer Chemie aus. Es gehen sechzig Bewerbungen ein, davon zwei aus der Schweiz. Andrea hat die akademische Karriere längst an den Nagel gehängt.

Natürlich ist diese Geschichte frei erfunden, und doch könnte sie sich exakt so zugetragen haben. Es gäbe noch schlimmere Varianten: Hätte Andrea Kunstgeschichte studiert, hätte sie wegen ihrer Assistenzpflichten noch weniger Zeit für ihre

Dissertation gehabt oder bis 30 auf den ersten eigenen Lohn warten müssen. Auf der Leiter der akademischen Karriere hätte noch die Habilitation gelauret oder, als Alternative, eine erste «Volontärstelle» an einem Museum für einen Lehrlingslohn.

In dieser Geschichte gibt es weder Bösewichte noch Helden. Alle Beteiligten – der SNF, die Hochschulen, die Professoren, die Forscherin selbst – wollen im Rahmen ihrer Möglichkeiten nur das Beste, und doch will insgesamt nichts richtig zusammenpassen, weil jeder Akteur für sich allein machtlos zu sein scheint. Freilich könnten die Bedingungen für Nachwuchswissenschaftler mit wenigen, aber gezielten Massnahmen verbessert werden. Junge Forschende haben diese kürzlich an einer Tagung formuliert, die der SNF anlässlich seines sechzigsten Geburtstags ausgerichtet hat.

Abbau von Barrieren

Diese jungen Wissenschaftler fordern vom SNF, es Doktoranden oder Postdoktoranden zu ermöglichen, sich unabhängig von den Professoren um eigene Mittel zu bewerben. Der SNF solle überdies von den Hochschulen verlangen, die von ihm finanzierten Jungprofessoren besser zu integrieren und ihnen eine echte Chance einzuräumen, nach Ablauf der SNF-Unterstützung aufgrund einer Evaluation auf eine permanente Professur befördert zu werden. Und natürlich fordern sie von den Politikern, das Budget für Lehre und Forschung müsse zumindest im gleichen Masse ansteigen wie die Zahl der Studierenden an den Hochschulen.

Forscherkarrieren gleichen in vielem einer Lotterie. Die Garantie, dass jeder auf einer festen Professorenstelle landet, wird es nie geben. Risiko gehört zu diesem Beruf. Wir leisten uns aber eine unglaubliche Verschleuderung unserer intellektuellen Ressourcen, denn viele junge Menschen – vor allem Frauen – geben die Forschung auf, nicht weil sie geprüft und für ungenügend befunden werden, sondern weil ihre Anstellung ausläuft und es niemand im «System» bemerkt. Jede Person sollte daher das Recht haben, beim Ablauf einer Stelle als Postdoktorand, Oberassistentin oder SNF-Förderungsprofessor von einem Fachgremium evaluiert zu werden und damit eine gewisse Chance zu haben, in der Karriere einen Schritt weiter zu machen.

Andreas Geschichte fordert daher nicht zuletzt uns selbst auf, die wir das akademische System bilden, mit den immer noch weitverbreiteten künstlichen Barrieren und den versteckten oder gar offen zelebrierten Herrschaftssystemen aufzuräumen, etwa der in gewissen Fächern zäh verteidigten Habilitation oder jenen «Superprofessuren», bei denen es den Forschenden wegen ihrer Abhängigkeit von der apparativen Infrastruktur schwerfällt, aus dem Schatten des mächtigen Chefs zu treten. Tatsächlich muss der SNF immer wieder Anträge junger Forschender wegen deren mangelnder

Unabhängigkeit ablehnen. Wir sollten Raum schaffen für die vielen talentierten jungen Menschen, die uns ihr Vertrauen und ihren Enthusiasmus schenken. Es gibt viel zu tun, auch ohne zusätzliches Geld – auch wenn dieses hilft, die Bedingungen für den Nachwuchs zu verbessern.

.....
Dieter Imboden ist Professor für Umweltphysik an der ETH Zürich und Präsident des Forschungsrates des Schweizerischen Nationalfonds.